

Sein Hans im Glück hat Depressionen, Bambi fährt auf Sadomaso ab, und selbst der Teufel muss zur Therapie. Natürlich macht ihn Tischleindeckdich krank, und das Schlaraffenland gibt es nur mit Magenband, aber an „Märl“, an Märchen, will der Schweizer Sänger Endo Anaconda trotzdem glauben. Und nebenbei unsere kleine Welt sezieren, auf der Suche nach dem letzten Paradies, „wo's nid so yklemmt isch wie hie“.

Bittersüß sind die Mundart-Verse, in denen Anaconda der Gesellschaft ganz in Tradition der Brüder Grimm seinen Zerrspiegel vorhält. Mag die Realität hart und desillusionierend sein, der venusberg-erfahrene Troubadour bleibt unbeugsam: „Man muss glauben, dass es etwas Gutes im Menschen gibt. Man muss“, sagt der 58-Jährige und pocht bar jeder Ironie auf das Argument des Herzens: „Die Liebe ist der einzige Ausweg.“ Während er das mit sanfter Wucht beim Nachmittagskaffee sagt, lässt der intensive Blick aus braunen Augen nicht locker. Er kennt das Leben, kein Zweifel.

Vielleicht hole ihn, den Ministranten und Zögling eines katholischen Internats, ja jetzt im Alter die christliche Vergangenheit ein, meint er. Und schon springt das Gespräch munter zwischen Literatur, der Lage Europas und sehr Persönlichem hin und her. Es geht von Holzschwerterschlächten zu einem Tumorleiden, von der jüngsten Schweizer Volksabstimmung zu Goethes Italien-Reise und dem seit Kindertagen verehrten Mark Twain.

Am Abend wird er mit seiner Band „Stiller Has“ wieder einmal auf der Bühne stehen, dieses Mal im Casino-Theaters in Burgdorf, einer Kleinstadt im Emmental. Ungeahnt langbleibig ist das Musikprojekt, das 1989 im Berner Kulturmilieu als Duo gegründet worden war: „Wir hatten vier Stücke und spielten anderthalb Stunden lang. Die Leute tobten.“ Eines seiner dadaistischen Gedichte prägte damals den Namen der nun seit 25 Jahren bestehenden Band, die, wie die „Neue Zürcher Zeitung“ einmal schrieb, „die Befindlichkeit in der Schweiz beschrieben und besungen hat wie niemand sonst“. Vierzehn Tonträger sind in dieser Zeit erschienen, zuletzt 2013 die CD „Böses Alter“, jetzt ist ein Live-Album in Vorbereitung – und fürs kommende Jahr eine große Jubiläumstour geplant.

„Stiller Has“ hat die Evolution von der „Zwangsimprovisation“ mit Rhythmusmaschine und Geräuschsammlung zum virtuos arrangierten vollzogen. Aus dem Experiment wurde ein Quartett: Bassistin Salome Buser, Schlagzeuger Markus Fürst sowie der Gitarrist und Keyboarder René „Schifer“ Schafer vereinigen sich mit ihrem imposanten Frontmann zum harmonischen Klangkörper.

Anaconda, dem Diabetes den Spaß an Kekes und Schokolade verdorben hat, ist anzusehen, dass er kein Dasein unter Schonbezügen führt. Seine Texte voller Poesie und Sprachgewalt handeln von den Facetten des Lebens, die er samt ihren Schattenseiten nicht nur aus Büchern kennt. Seine Stimme zeugt von langen Nächten mit „Whisky, Coci, Wy u Bier“, wenn er von seiner Party „mit em Flückiger, mit em Endo u mit mir“ singt. Was nichts anderes heißt, als: mit sich selbst. Melancholie und Selbstironie gehen bei ihm eine enge Beziehung ein, die sein Gesicht in Falten legt und selbst die Gesten prägt.

Große Sehnsucht herrscht, das versteht – ob nun des Schwyzerdütschs mächtig oder nicht – jeder, bei dieser Musik, die irgendwo zwischen Rock, Pop und Blues anzudehnt ist. Jedes Konzert ist eine Show, in der Anaconda, stets mit Hut, den Conférencier gibt. Und gerade bei den älteren Liedern singt Jung wie Alt textsicher mit. „Die Leute kommen gerne wieder. Ob aus Mitleid oder Schadenfreude“, das wisse er nicht. Bei Auftritten in Deutschland, dem von vielen Eidgenossen gefürchteten „großen Kanton“, gibt der Sänger gerne Hilfestellungen auf Hochdeutsch, das überraschend österreichisch klingt, weil er in Kärnten zur Schule ging. „I hob zwo Sööl in mir drin. / Zwei Fiass, die san ned gleich. / Der eine riecht nach Emmentoler, / Der andere nach Österreich“, heißt es unmissverständlich im Lied „St. Veit“.

„Die Musik“, erläutert Anaconda, „hat als Element eine ganz eigene Energie, das Übersetzen ist dann eine intellektuelle Herausforderung, aber wir sind ja verwandte Stämme.“ Bis zu 100 Auftritten absolviert die Band im Jahr, bevor-

Wie ein gestrandeter Korsar

Die Band „Stiller Has“ wird in ihrer schweizerischen Heimat verehrt wie kaum eine andere. Endo Anaconda ist seit 25 Jahren ihre Stimme. Ein Porträt.

Von Sonja Kastilan



zugt in kleineren Spielstätten wie jetzt Ende Mai im Emmentaler Casino-Theater, in dem man weich gepolstert in Reih und Glied sitzt: „Uns zwingt so ein Konzert zur Präzision“, erklärt der Sänger. „Zugleich kann es dem Publikum ganz schön nahegehen.“

Burgdorf ist ein Heimspiel. Hier, wo einst die Zähringer regierten und eine gewaltige Schlossanlage hinterließen, wurde Endo Anaconda alias Andreas Flückiger 1955 als Sohn einer Österreicherin und eines Schweizer Polizisten geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters zog es die Mutter in ihre Heimat zurück, doch der Sohn ver-

brachte seine Ferien oft bei den Großeltern im Emmental. Nachmittags erinnert er, plötzlich ganz polstert in Reih und Glied sitzt: „Uns zwingt so ein Konzert zur Präzision“, erklärt der Sänger. „Zugleich kann es dem Publikum ganz schön nahegehen.“

Dabei verschont er sie nicht mit Seitenhieben zur aktuellen Lage. „Ich mache keine politischen Lieder, sehe mich aber als einen politischen Menschen.“ Einer, der sich zuerst als Erdenbewohner, dann als Europäer und Schweizer fühlt. Dass er nach seiner „katholischen Erziehungsmühle“ jähzornig, voller Hass und ein Wirtshausfräu-

mer während seiner druckgrafischen Lehre in Wien gewesen sein soll, mag man kaum glauben, wenn man sich heute mit Endo Anaconda unterhält. Es sei eine kurze Entwicklungsphase gewesen; viel Radau, wenig passiert, stellt er klar, und obwohl er leise spricht, scheint seine raue Stimme alles zu durchdringen.

Nein, ein Federgewicht ist er nicht, aber ebenso wenig eine Diva. Im Gespräch ist der kräftige Spross mit bäuerlichen Wurzeln gnadenlos offen und wirkt fast zerbrechlich. Er schont sich nie, gibt sich mehr als eine Blöße; will er jedoch attackieren, bedient er sich

der Sprache und seines Lieblingswerkzeuges: eines Pelikan-Füllers mit Schraubenmechanismus. Auf wundersamste Weise wird damit dem „chlyne Tod“ gehuldigt, dem kleinen Tod. Oder ein Risotto-Rezept inspiriert irrwitzige Betrachtungen zur weltweiten Nahrung- und Energiekrise, nachzulesen in der Kolumnensammlung „Walterfahren“. Dabei mag er Reis eigentlich gar nicht.

Von Anglizismen bekommt er Gänsehaut, Anaconda fühlt sich als „Produkt“ des deutschen Kulturraums und diesem verpflichtet. Sein Horizont endet nicht an der Schweizer Grenze, alles hänge zu-

sammen: „Als Künstler sehnen wir uns nach dem Austausch und brauchen ihn.“ Und so zitiert er schmunzelnd einen Text der Gruppe „Wir sind Helden“, der sich als Würdigung lesen lasse: „In meinem Blut werfen die Endorphine Hasen-Augen die Gedanken rasen.“ Fragt man den Künstler nach Vergleichen, fühlt er sich einem Helmut Qualtinger oder Georg Kreisler verbunden. Anaconda liest Lyrik, schätzt Goethe wie auch Dürrenmatt, Aufklärer Schiller, den Kabarettisten Hanns Dieter Hüsch oder den Schweizer Heimatdichter Jeremias Gotthelf. Ge-

schichte fasziniert den Hobbyhistoriker, den im Moment die Geschehnisse um den Ersten Weltkrieg beschäftigen. Einen dritten gelte es unbedingt zu verhindern, mahnt er, der mit Sorge die neuen Wählerfolge der Rechtspopulisten in Europa beobachtet.

Seine eigene Lebensgeschichte verlief nicht immer auf geraden Ebenen, und seit einer Operation vor knapp zwei Jahren zielt ihn „ein Schlitz, wie nach der Schlacht von Verdun“. Es sollte ein kurzer und zu seiner Freude „endoskopischer“ Eingriff sein, um einen Tumor an der Nebenniere zu entfernen. Daraus wurde eine blutige Angelegenheit mit einer Art Nahtoderfahrung für den Sänger. „Seither habe ich nicht mehr das Gefühl, etwas zu versäumen, bin nicht mehr so ruhelos.“

Ein paar Stunden vor dem Konzert zieht sich Endo Anaconda zurück. Seinen Kunstnamen hat er sich verpasst, weil das kurze „Andu“, worauf sein Vorname in seinem Heimatdialekt verkürzt wird, viele verwirrt. Er genießt die Zeit, in der er sich konzentriert vorbereitet. Gegessen wird erst danach. Der „Has“ sei live vielleicht noch nie so gut gewesen – und sehr wichtig für ihn, sagt er später bei einem Teller Suppe. Er beziehe in gewisser Weise ja auch seine Streicheleinheiten vom Publikum. Und das liebt ihn vielleicht sogar als Pharo: Anaconda hat an der Thuner Seebühne eine Sprechrolle im Musical „Aida“ übernommen. Vier Gastauftritte sind im Juli geplant, und da die Musik von Elton John komponiert wurde, kann sich der Bluespoet irgendwie mit dieser Unterhaltungsgattung arrangieren. Den grantelnden Alten im Lederkostüm verkörpere er gern, nur hält er rein gar nichts von der Regierungsform.

Nicht jeder noch so Talentierte ist für Live-Auftritte gemacht, Endo Anaconda aber verfügt über die essentielle Bühnenpräsenz, die ihn überall entlarvt. Wenn er völlig in die Musik versunken tanzt, das Mikrofon wiegt und schließlich das Haus rockt, sieht es nach ziemlich viel Spaß aus. Nicht nach der Arbeit, die immer dahintersteckt. 25 Jahre „Stiller Has“ bringen allerdings ein Nomadentum mit sich, und das verläuft nie schwerelos, nie schmerzfrei. „Fädeliecht“, wie eben im gleichnamigen Lied, kann niemand so einfach verduften. Natürlich gehe auch viel kaputt, sagt der Sänger, der sich selbst als Beziehungsflüchtling bezeichnet.

Anaconda ist Vater von drei Kindern. Und mag das Verhältnis zu den drei Müttern auch nicht ganz unkompliziert sein, seine Kinder liebt er. Stolz erzählt er etwa von seiner ältesten Tochter, für deren Anruf er auch das Interview unterbricht. Ihren Mut, Kunst zu studieren, bewundert der Vater, der sie nach Möglichkeit unterstützen will und nicht „auf Null“ setzen, wie es ihm selbst ergangen ist. Einmal in der Woche kocht er für die Kinder und ihre Mütter. Bisher herrscht Frieden zu Tisch, an dem sich vielleicht irgendwann einmal alle gegen ihn verschwören – dieser Gedanke des Argwohns scheint einem unterhaltspflichtigen Mann offenbar zwangsläufig zu kommen, wenn er seinen Urängsten freien Lauf lässt.

Im Moment kann es sich der teils in Bern, teils auf dem Land lebende Sänger schlicht nicht leisten, die Hände in den Schoß zu legen. Aber für den Fall, dass er wider Erwarten zu Reichtum kommen sollte, hegt er einen Plan: Die Hügel, die einst der Familie gehörten, will er zurückkaufen. „Und dann lasse ich ‚bauern‘.“ Nicht weit von Burgdorf entfernt, in Nähe des Trachselwaldes, waren seine Vorfahren ansässig. „Das Ländliche liegt mir“, sagt er, „und ich denke manchmal, ich wäre glücklicher, wenn ich dort ein Bauernkind gewesen wäre.“ Die schicksalhafte Vorstellung, etwas anderes zu sein, sei es Lokführer, Psychiater oder ein kleines Bürolicht, kommt im Lied „Pirat“ zum Ausdruck: Dann müsste er nicht in „grüni Wälletaler starre i däm schöne Ammital, wie ne gschtrandete Korsar“.

Sicher, ihn begeistern die grünen Wellen jedes Mal von Neuem, wenn der Wind durchs Getreide fährt, und das Piratendasein ist ja ein „Zueschtand vo der Seel“. Trotzdem wünscht sich Endo Anaconda nach der großen Jubiläumstour eine Pause für sein Bühnenalter-Ego. Eine Zäsur, in der er am liebsten mehrere Monate nur aufs Meer starren würde. Irgendwo im Süden könnte er dann seinen eigenen Zeilen folgen: „I ha Sehnsucht nachem Süde, i gspüre i mues gah. / N'är ganchi stundelang am Strand entlang der Hasenase na.“



Heimspiel in Burgdorf: Die Schweizer Musiker Salome Buser, Endo Anaconda, Markus Fürst und René „Schifer“ Schafer sind die Band „Stiller Has“.

Fotos: Michael Schär